



ENDSTATION RESIGNATION

Studie
von

ALEXANDER
ZERAM

ENDSTATION RESIGNATION

Wie lange ich wohl dazu gebraucht habe, dieses Häuflein halbfeuchten Reisigs im Ufergestrüpp zu sammeln?

Seit sieben Uhr bin ich unterwegs, und mein Gefühl sagt mir, dass es jetzt auf Mittag zugehen mag. Sollte es so sein, dann hat sich meine Mühe sicherlich nicht gelohnt, und ich wäre besser dran gewesen, mich in den Kaufhäusern zu wärmen, anderen – glücklicheren – Menschen dabei zuzusehen, wie sie die ersten Einkäufe für das anstehende Weihnachtsfest vorbereiten und nebenher in ein Café gehen, um heißen Tee zu trinken, gemütlich eine Zigarette zu rauchen und sich dabei über die auch dieses Jahr wohl angestiegenen Preise für dies und jenes zu unterhalten. Hier draußen am menschenleeren Isarstrand bin ich mit meinen Sorgen und der nassen Kälte allein. Ich versuche, ein Feuer zu entzünden und mir die steifen Glieder daran zu wärmen.

Wie schön ist es, an einem Feuer zu hocken und die Hände in den Rauch zu halten! Ich wasche meine Hände in Wärme ... in unschuldiger, ehrlicher Wärme. Von Zeit zu Zeit brauche ich das, um meinen Glauben an mich selbst aufrechtzuerhalten. Ich kauere auf einem flachen Steinblock und starre in das bereits wieder erlöschende Feuer. Es kam nicht brennen mit solchem Holz. Es kann keine große Wärme ausstrahlen ... inmitten von kalter Feuchtigkeit. Der scharfe, kalte Wind macht dem Trauerspiel ein Ende und überlässt mich meinen grüblerischen Gedanken.

Vor einem Jahr um dieselbe Zeit ... da bin ich noch ein Bürger wie ungezählte andere gewesen. Ich hatte meinen Beruf, mein festes Einkommen, mit dem ich zufrieden sein durfte, meine kleine Wohnung in Schwabing ... meine Wohnung.

Wem ich mich nicht irre, hat alles mit dem Schreiben der Hausverwaltung begonnen. Ja, ganz bestimmt ... allein dank dieses Schreibens der Hausverwaltung sitze ich jetzt hier am kalten Isarufer und starre in ein erloschenes Feuer. Es raucht noch ein wenig ... ganz schwach nur.

»Sehr geehrter Herr«, – so hat die überraschende Mitteilung damals begonnen.

»Hochachtungsvoll« war darunter geschrieben gewesen!

Ich weiß bis heute gar nicht mehr, was das ist: ›Achtung‹!

Wen soll man denn achten?

Einen Menschen, der gutsituiert ist und weiter gar nichts dafür kann? Einen, der ein schönes Appartement bewohnt, gut verdient und allseits beliebt ist?

Ich wäre demnach ein Mensch gewesen, der Achtung verdient hätte. Wohl aus diesem Grund hat die Hausverwaltung den Brief mit der alten Floskel enden lassen ... nach allem, was auf die Anrede hin gefolgt war.

Ich bewohnte ein Appartement in einem Schwabinger Altbau. Bei einer Kaltmiete von knapp fünfhundertfünfzig Mark rechnete ich mich zwar zu den glücklicheren Mietern dieses Stadtteils, denn andere zahlten in einem entsprechenden Gebäude manchmal fast doppelt so viel wie ich für meine fünfzig Quadratmeter, aber ich wusste auch von Mietern, die für weniger oder gleiches Geld durchaus komfortabler und –vor allem– ruhiger wohnten als ich. Dennoch war ich mit dem zufrieden, was ich hatte. Mein Verdienst in dieser Zeit konnte sich sehen lassen. Dass Verkäufer normalerweise keine Millionäre sind, war mir schon zu Ohren gekommen, und so neidete ich den Großverdienern nichts, denn ich ging gerne zum Arbeitsplatz und verkaufte mit Überzeugungskraft.

Irgendwann im Herbst des vergangenen Jahres muss sich dann einer dieser Großverdiener, denen ich nichts neide, auf das alte Gebäude gestürzt haben, in dem ich mein kleines Appartement bewohnte. Er kaufte es wohl, und ich nahm das auch zur Kenntnis, denn von nun an hatte ich meine Miete auf ein anderes Bankkonto zu überweisen ... auch eine geringfügige Mietpreiserhöhung von fünfzehn Prozent nahm ich widerstandslos –obwohl schockiert– hin.

Im Dezember dann dieser Brief der Hausverwaltung, die sich in wenigen Wochen bei allen Mietern sehr beliebt gemacht hatte ... wie man sich denken kann. Man legte es mir nahe, mich nach einer anderen Wohnung umzusehen, da man mit dem Gebäude einiges vorhatte. Da wurden Paragraphen aufgezählt und darauf hingewiesen, dass die vertraglich" gesetzliche Kündigungsfrist sogar noch verlängert werden sollte. Aber

dies änderte nichts daran, dass ich bis zu Beginn des August eine neue Wohnung gefunden haben müsste. Dass mir dies ganz und gar nicht passte ... es versteht sich wohl von selbst.

Im Spätwinter erkrankte ich, und –weil ein Unglück selten allein kommt– verließ ich das Krankenhaus nur, um mir mein rechtes Schienbein so kompliziert zu brechen, dass ich erst im Juni wieder nach Hause kam. Ich hatte einen guten Monat Zeit, mich nach einer neuen Wohnung umzusehen. Freunde trösteten mich damit, dass sie mir reizende Geschichten erzählten. Da sei einer gewesen, sagten sie, der habe vier Jahre nach einer neuen Wohnung gesucht und sei dann zu dem Entschluss gelangt, diese in Augsburg zu nehmen. Ein anderer hatte immerhin nach zweieinhalb Jahren ein dreißig-Quadratmeter-Appartement in Solln gefunden. 1983 soll es ja dort einen guten U-Bahn-Anschluss geben, und bis dahin vergeht die Zeit bestimmt nicht weniger rasch als bisher. Ich konnte also zuversichtlich den nächsten Makler aufsuchen und ihm erklären, dass ich eine Wohnung benötigte ... nicht kleiner als fünfzig Quadratmeter und nicht teurer als sechshundertfünfzig Mark kalt. Mehr konnte ich mir beim besten Willen nicht leisten ... da halfen die Erzählungen eines Verkäuferkollegen nicht, der von einer siebenköpfigen Familie aus Pasing zu berichten wusste, die mit einem monatlichen Gesamteinkommen von vierzehnhundert Mark netto eine siebenhundert-Mark-Wohnung finanzierten und noch jedes Jahr in den Urlaub nach Italien reisten. Ohnehin hatte er wohl vergessen, dass vier der fünf Kinder bereits ein wenig verdienten – vielleicht sogar genug, um den Urlaub ganz aus der eigenen Tasche zu finanzieren. Ich wollte zu dieser Zeit nichts mehr glauben ... Lügenmärchen und Geschichten am allerwenigsten. Meine Makler –sieben freundliche Herren besuchte ich in den kommenden vier Wochen– versuchten es daher auch nicht, mich mit ein paar Folgen aus ›Tausendundeine Nacht‹ zu vertrösten. »Bis Oktober ist es aussichtslos!«, erklärten sie mehr oder weniger einstimmig und ... rund heraus. »Es sei denn, Sie wollen vielleicht zweihundert Mark dazugeben ... oder dreihundert. Dann kämen wir in einen ganz anderen Bereich. Hier hätt ich zum Beispiel eine Zweizimmerwohnung in Sendling. Neubau, Lift, Garage – sechzig Quadratmeter ...

nur achthundertfünfzig Mark kalt!« Es hätte nur noch gefehlt: »Das ist eines unsrer Sonderangebote ... nur solange der Vorrat reich, natürlich!«, und ich wäre geneigt gewesen, mich einem Kollegen gegenübergestellt zu wissen, der seine Ware vergleichbar anpries, wie ich im Geschäft die meine.

Als Ende Juli ein Schreiben eintraf, welches mich daran erinnerte, wann und in welchem Zustand ich meine Wohnung bis zum Monatsletzten zu verlassen hätte, wusste ich bereits, dass es Ärger geben würde. Ich bin immer ein sehr ruhiger, eher schüchterner Mensch gewesen und allem Ärger und Aufsehen aus dem Weg gegangen. Da ich einen hilfsbereiten Kameraden hatte, durfte ich dessen Hilfe in Anspruch nehmen.

Ich suchte mir einen Spediteur, und der verpackte mein Hab und Gut in einige Kisten, füllte damit einen großen Container, und für hundertachtzig Mark im Monat hatte ich jetzt wenigstens die Sorge los, wohin ich meine Möbel bringen sollte, da ich doch noch immer keine Wohnung hatte. Kleidung und ein paar Gebrauchsgegenstände sowie Bücher brachte ich zu meinem Kameraden, und dort stand mir fortan ein Klappbett zur Verfügung. Meine Steppdecke und Bettwäsche hatte ich selbst mitgebracht. Wir einigten uns darauf, dass ich ihm zweihundert Mark im Monat zahlen sollte ... denn er selbst sah die Dinge sehr realistisch und rechnete wohl mit meinem längeren Aufenthalt.

Bereits Mitte August –einen halben Monat nach meinem letzten Gespräch mit der unbeugsamen Hausverwaltung– lebte ich in der großen Wohnung meines Freundes, und zum Glück verstanden wir es, gut miteinander auszukommen. Die Problematik der Situation lag in einer anderen Richtung. Meine Nerven waren noch von der ersten Jahreshälfte etwas angeknackst. Gut vier Monate hatte ich mehr von weißen Kitteln gehabt, als mir lieb gewesen wäre, und wenn mein Bruch auch hervorragend geheilt war und ich den Ärzten eigentlich hätte danken müssen ... ich verfluchte sie über alle Maßen. Selbstverständlich war ich nicht ganz unschuldig an allem, denn wer sonst außer mir hätte die Verantwortung für meinen Gang und meine Füße tragen können? –

Ich selbst hatte mir das Bein gebrochen und war erneut verhindert gewesen, mir eine neue Wohnung zu suchen.

Jetzt hatte ich wieder Zeit dazu. Viel Zeit – doch keine Nerven. Im Krankenhaus war man schier darüber verzweifelt, dass man mich nicht ebenso rasch wie andere gesunde, junge Männer wieder auf die Beine zu stellen vermochte. Aber ich war in Gedanken immer auf Wohnungssuche, und wenn ich in der Zeitung auf eine interessante Annonce stieß und die angegebene Nummer wählte, dann teilte man mir jedes Mal mit, dass die Wohnung »längst schon nicht mehr frei« sei. Wie sehr diese langen Wochen der Enttäuschungen, des Wartens und des zum-Zusehen-Verurteilt-Seins an mir gezehrt hatten, vermochte ich erst zu ermessen, als ich in der Wohnung meines Kameraden lebte und im Geschäft unaufmerksam wurde.

Ich brauche keine lange Geschichte zu erzählen – der Fortgang meiner eigenen ist ganz unkompliziert und konsequent.

Zuerst erhielt ich einige Rügen vom Chef, dann beschwerte sich ein Kunde über mich und schließlich ein Kollege. Eine zweite Rüge vom Chef, und beim dritten Mal wurde mir schlichtwegs gekündigt.

»Einen nervösen, unfreundlichen und unaufmerksamen Verkäufer kann sich unser Haus nicht leisten!«, erklärte mir der Chef und riet mir, Urlaub zu nehmen, auszuspannen und es dann in einem anderen Betrieb nochmals zu versuchen. »Sie sind ja noch jung ... das ganze Leben liegt vor Ihnen!«

Wie jung ist ein Mann, der kein Zuhause mehr hat, weil es ihm genommen worden ist, und der keine Stellung mehr hat, weil er sie durch sein verlorenes Zuhause einbüßen hat müssen?

Wie jung bin ich, wenn ich hier sitze und mir vor Augen halten muss, dass mich der Staat ernährt? Wie jung bin ich, wenn ich bedenke, dass meine Nervosität in Hektik, meine Unfreundlichkeit in Bosheit umgeschlagen sein muss?

Hin und wieder fand ich Anstellung als Aushilfe, doch obwohl meine Zeugnisse dem neuen Arbeitgeber einen hervorragenden Verkäufer versprochen, entließ man

mich wegen meiner unkontrollierten Unberechenbarkeit. Ich brauste auf, schrie und schimpfte – mit den Kunden ebenso wie mit Kollegen.

Zehnmal wechselte ich den Arbeitsplatz, und seit zwei Wochen warte ich jetzt auf einen Hinweis vom Arbeitsamt. Ich will arbeiten und bin jeden Tag bei meinem freundlichen Herrn im Amt, der schon die Hände über dem Kopf zusammenschlägt, wenn er mich nur sieht.

»Herrgott noch amal, wenn Sie jetzt zu nervös sind, dann machen S' halt amal Urlaub auf Staatskosten. Andere machen des schon seit Langem. Jetzt nehmen S' doch amal die Gelegenheit wahr, net?«, schreit er mich fast an, und ich gehe wieder, um ihn mit solchen Leuten reden zu lassen, denen er eine neue Arbeit erst schmackhaft machen müsste.

Ich habe schon daran gedacht, mich auf einen ganz anderen Beruf zu verlegen. Vielleicht sollte ich mich für den Winter in den Dienst der Stadt stellen und Schnee, Eis, Kälte oder was immer bekämpfen. Die Einsatztruppen, die ich bisher im Winter gesehen habe, waren nie freundlich – um halb sechs Uhr morgens wäre mir das auch immer suspekt erschienen. Ich selbst bin zurzeit eine Ausgeburt an Unfreundlichkeit – der Schnee würde schon schmelzen, wenn ich nur anträte ...?

Ein herrlicher Gedanke: Ich, der Schrecken des weißen Ungeheuers.

Andererseits: Der Herr im Amt hat nicht so unrecht. Ich leide ja finanziell keine Not und könnte es mir jetzt für einige Zeit gutgehen lassen. Wenn ich auch Gewissensbisse habe ... Tausende lassen sich fürs Nichtstun bezahlen und prahlen noch damit. Ich könnte mich also getrost auf die faule Haut legen, Kräfte sammeln, dann eine Wohnung und Arbeit suchen ... wieder ein guter Bürger werden, entsprechend verantwortungsbewusst meine Partei wählen, mit Freunden diskutieren, lachen und ausgehen ... wie früher eben. Was tue ich eigentlich seither?

Wenn mein Kamerad um acht Uhr seinen Wecker hört, bin ich meist schon lange wach und –wie heute– unterwegs. Rastlos irre ich durch die Straßen der erwachenden Stadt, bis mir die Kälte unerträglich wird und mich zurück in eines der Häuser treibt, die alle keinen Platz für mich haben. Ich spaziere in den Anlagen herum, treffe

Landstreicher, von denen ich einige schon beim Namen kenne ... und lasse mir von manchen ihre Leidensgeschichte erzählen. Zwei sind mir in ihrem Schicksal verwandt ... die meisten erfreuen sich eines harten Daseins ohne rechten –und schon erst recht nicht regelmäßigen– Erwerb, ohne Zuhause und ohne Familie. Einige gleichen jedoch auch den Arbeitslosen, die sich ihre tiefverwurzelte Unlust vom Staat bezahlen lassen.

Ich gehe viel spazieren, studiere entlaubte Bäume und Sträucher, verlassene Wege und überfüllte, im höchsten Maß betriebsame Einkaufsstraßen. Ich besehe mir die Schaufenster, kaufe mir jeden Tag eine Zeitung und amüsiere mich beim Durchlesen der Anzeigen. Man sucht einen qualifizierten Verkäufer in der Boutique X – offensichtlich schon, seit man mich entlassen hat. Dafür gibt es Appartements in Schwabing zu vermieten. Bezugsfähig nächsten Frühling. Bestlage! – Fünfundfünfzig Quadratmeter Luxusappartement nur 1.100,- DM zuzüglich Nebenkosten. Das könnte meine ehemalige Wohnung gewesen sein. Das Gebäude wird derzeit noch kräftig renoviert ... Baustelle mit massiver Behinderung des –zu Stoßzeiten nicht unerheblichen– Straßenverkehrs. Vor einem halben Jahr hatte es eine schmucklose, graubraune Fassade, und ich zählte mich zu den glücklichen Mietern der kleineren Wohnungen im dritten bis fünften Stockwerk.

Mein Alltag ist jetzt trübselig geworden. Ich atme mit den Tageszeiten – immer kürzer frei – immer länger schnappend und schwer. Mein Kamerad wird nervös, weil ich ihm keine Erfolge verspreche. Aus eigenen Stücken fragt immer er wieder bei seinen Freunden herum, ob sie nicht eine Wohnung für mich wüssten. Ich selbst suche Arbeit, weil ich erst dann wieder frei atmen werde können, wenn ich einen guten Arbeitsplatz gefunden habe. Meine Nerven werden sich andererseits erst dann wieder beruhigen, wenn es mir gelungen ist, eine hübsche, kleine Wohnung ausfindig zu machen.

Eine Bekanntschaft ist in dieser Zeit auseinandergegangen, von der ich noch im Juni geglaubt habe, sie könnte länger andauern, vielleicht was ›Festes‹ werden. Ich habe die junge Frau schon über einen Monat nicht mehr gesehen, und wahrscheinlich amüsiert sie sich längst mit einem anderen Mann, der nicht klagt und grummelt, nicht

schimpft und aufbraust. Verständlich, nicht wahr? Ich möchte auch keine Freundin, die mir jetzt ihr Leid klagte und mein Mitgefühl erwartete. Jetzt nicht!

Später werde ich vielleicht wieder einmal die Nerven dazu haben.

Gegen Mittag zieht es mich zurück stadteinwärts. Meine Straßenbahnkarte wird gestempelt, und ich gelange ins Zentrum der Weltstadt mit Herz. Einige Zeit vergeht, und ich spaziere die Strecke vom Marienplatz bis zum Karlstor hinauf. Ich habe mir eine Tüte heißer Maroni gekauft und dabei festgestellt, dass selbst dieser bescheidene ›Luxus‹ inzwischen zwei Mark kostet. Die Maroni sind kleiner geworden, und von den acht Stück in meiner Tüte kann ich zwei fortwerfen, drei weitere sind stark angebrannt.

Ich habe nichts zu tun und kann mich ganz meiner allzu reichlich bemessenen Freizeit widmen. Wozu auch gerade heute dem Arbeitsamt einen Besuch abstatten! Man hat mir das Gefühl vermittelt, nicht willkommen zu sein. In Schwabing wurde ich geboren, dort hatte ich noch im Vorjahr mein Zuhause.

Es dauert nicht lange, und ich stehe vor dem Haus, in dem ich einmal gewohnt haben soll. Irgendwie erscheint mir dies beim Anblick des Stahlgerüsts widersinnig. Dort oben im dritten Stockwerk hatte ich mein Appartement – dort oben wird jetzt Luxus vorbereitet, der wohl im Frühjahr an den Mann gebracht werden kann. Der neue Hausherr wird daran verdienen – dessen bin ich mir sicher. Aus einem unersichtlichen Grund gönne ich ihm seinen Gewinn schon jetzt und neide künftigen Mietern nicht die schönen Wohnungen, die sie bekommen sollen. Schlurfenden Schrittes wende ich mich ab und nehme meinen alten Weg zum Arbeitsplatz. Einige Passanten grüßen mich – warum, weiß ich nicht. Mir kommt es so vor, als hätte ich sie nie gekannt. Vielleicht sind das Nachbarn oder irgendwelche Verkäufer aus den umliegenden Geschäften ... es kümmert mich nicht.

In der Türkenstraße bleibe ich an einem Informationsstand stehen, den in Bedrängnis geratene Mieter eines Hauses errichtet haben. Seit Langem schon führen sie einen regelrechten Kampf gegen ihren Hausherrn und weigern sich, dessen

Bedingungen zu erfüllen. Man pocht auf das Mietrecht, das Wohnrecht und auch auf ein bisschen Recht auf Menschlichkeit.

Eine nicht mehr ganz junge Frau drückt mir ein Informationsblatt in die Hände und lächelt mich an. Im Weitergehen überfliege ich einige Absätze des Schreibens und werfe das Blatt zerknüllt in den nächsten Papierkorb. Jene halten durch, wehren sich und hoffen. *Ich* habe das umgangen und brauche jetzt nicht mehr durchzuhalten. Hoffnung auf Arbeit habe ich vorläufig keine, auch wenn es mir kaum eingehen kann, wie ich mich als einen willenslosen Arbeitslosen akzeptieren soll.

Urlaub machen ... ausspannen vom Trubel! – Ausgeruht zurückkehren und dann noch mal neu beginnen?

Das klingt großartig und heldenhaft. Ich bin kein Held, und große Taten traue ich mir ebenfalls nicht zu. Ich werde noch einige Wochen lang herumhängen und auf den Aufschwung hoffen, der mich aus meiner Misere herausreißen würde, werde mich selbst bemitleiden und verträsten – bis auch das nichts mehr hilft.

Ich bin ein labiler Charakter. Ohne ein Ziel vor Augen, habe ich keine Fähigkeiten ... schon gar nicht die, etwas von nur vager Genauigkeit zu erreichen. Ein neuer Arbeitsplatz, eine neue Wohnung zum angemessenen Mietpreis ... das erscheint mir alles sehr vage.

In der Amalien-Passage finde ich ein schlechtbesuchtes Café und trinke dort einen Tee mit Zitrone. Früher habe ich viel geraucht, aber seit ich auf die Arbeitslosenunterstützung angewiesen bin und nicht weiß, was werden wird, versage ich mir den Genuss von Tabak. Höchstens dass ich einmal eine Zigarette bei meinem Kameraden zu Hause rauche ... vorausgesetzt, er bietet mir abends eine an. Viel kann ich dem Inhalieren von Giftstoffen ohnehin nicht mehr abgewinnen.

»Hallo ... wie geht's Dir denn?«, spricht mich ein Bekannter an, der zu besseren Zeiten auch Kunde in dem Geschäft gewesen ist, in dem ich ein angesehener Verkäufer sein durfte.

»Es geht!«, meine ich.

»Schon wieder eine neue Stelle gefunden?«

»Nein, das nicht! – Ich mache jetzt ein wenig Urlaub auf Staatskosten!«

»Gott ja ... da bist Du nicht der Einzige!«, tröstet mich mein Bekannter.

»Ich weiß! – Macht ja auch nichts. Bis zum Jahresende werde ich jetzt erst einmal ein wenig ausspannen, und dann im neuen Jahr geht's wieder los. Ich suche mir eine neue Arbeit, und dann wird's wohl hoffentlich auch 'ne Wohnung für mich geben.«

»Ich halt' die Ohren offen. Wenn ich was hören sollte, dann lass' ich's Dich wissen.«

»Nett von Dir! – Bin ja oft in der Gegend.«

»Wiedersehen! – Und ... Kopf hoch!«

Er nickt mir freundlich zu. Es würde auch mir nicht schwerfallen, freundlich zu nicken, wenn ich ein Netto-Einkommen von mehr als zweitausend Mark und eine herrliche Sozialwohnung in Neuperlach hätte. Frau und zwei Kinder, einen schönen Wagen ... Sorgenfreiheit! Ich würde auch freundlich nicken und »Kopf hoch!« empfehlen. Ja, würde ich bestimmt tun.

Aber er muss arbeiten, während ich fürs Warten bezahlt werde. Eigentlich hat das doch sein Gutes. Einmal darf man seine Verpflichtungen als Steuerzahler und Bundesbürger genießen und zugleich vernachlässigen. Ich unterscheide mich in nichts von der beängstigenden Masse anderer Arbeitsloser – es sei denn durch meinen Arbeitswillen und meine Verzweiflung. Mit der Zeit aber lernt man, wie man seine Verzweiflung besiegt, und dann genießt man seine Rechte skrupellos. Steuern werden von anderen weiter bezahlt, und da ich mir keine Sorgen um meine Zukunft zu machen brauche, werden es wohl andere für mich tun.

Keine Sorgen?

Nein, eigentlich ist es doch ganz normal, arbeitslos zu sein. Derzeit haben wir ja geradezu einen Boom darin. Ich schwimme auf einer Modewelle und kann gar nichts dafür. Ein bisschen gereizt und mürrisch bin ich eben. Was kann ich dafür, dass die zahlende Kundschaft gereizte und mürrische Verkäufer nicht gut findet?

Nun denn, ich überlasse mal die Sorgen dem Arbeitsamt und meinem Kameraden. Will er mich los haben, dann setze ich mich aufs Wohnungsamt und verlange eine

Dringlichkeitsstufe, um rasch an eine passende Wohnung zu kommen. Und wenn alle Stricke reißen, dann kann ich mich immer noch darauf verlegen, die Wassertemperaturen der Isar im Februar oder März zu testen. Bis dahin ist noch Zeit, nicht wahr?

© a.zeram 1982

Veröffentlicht in der Anthologie

»München leuchtet«

Luchterhand-Verlag, München